



Im Rahmen des Tagungsthemas "Weltauftrag der Orden" haben, unter der Moderation des Rundfunkredakteurs Klaus Hofmeister, Abtpräses Dr. Albert Schmidt OSB, Sr. Edith Maria Magar FBMVA, Br. Dr. Michael Hainz SJ, Sr. Simone Hachen SAC und der Journalist Gernot Facius (im Bild v.l.n.r.) die Frage erörtert, inwieweit sich der Weltauftrag der Orden heute verändert und gestaltet. Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer der Tagung hatten Gelegenheit, im Rahmen des Podiumsgesprächs die Fragestellung aus der Perspektive eines je eigenen Schwerpunktes ihrer Arbeit zu entfalten. Die Ordenskorrespondenz dokumentiert im Folgenden Zusammenfassungen ihrer Statements und weiterer Positionierungen aus dem Gespräch.

Podiumsdiskussion – Weltauftrag der Orden

Zusammenfassung der Statements

Sr. Simone Hachen SAC (Schwerpunkt Jugendarbeit)

Jugendarbeit einer Ordensgemeinschaft ist ein Weltauftrag! Sie deckt etwa die Altersspanne von 14 bis 27 Jahren ab und geht damit noch in den jungen Erwachsenenbereich hinein. Auf der anderen Seite liegt der Altersdurchschnitt von uns Pallottinerinnen in Deutschland bei ungefähr 78 Jahren. Warum glaube ich dennoch nicht, dass es für Ordensgemeinschaften eine Situation gibt, in der

Sr. Simone Hachen ist Pallottinerin aus Limburg und gelernte Erzieherin, Sozialarbeiterin, Sozialpädagogin sowie derzeit Jugendbildungsreferentin in einem großen Diaspora-Bezirk im Bistum Limburg. Zudem ist sie Vorstandsvorsitzende der Arbeitsgemeinschaft Jugendpastoral der Orden der DOK.

man den Altersunterschied zu Jugendlichen für zu groß hält um Angebote für die Jugendpastoral machen zu können?

Kann es nicht passieren, dass der Faden zwischen den Generationen reißt und es womöglich keine Gemeinsamkeiten mehr gibt? Gerade das glaube ich nicht. Ich erlebe die Jugendlichen, mit denen ich zu tun habe, sowohl im Bistum als auch innerhalb der Gemeinschaft (z. B. die Missionarinnen und Missionare auf Zeit), in dieser Hinsicht als sehr offen. Sie sind dankbar für jeden Besuch bei uns und freuen sich über den Kontakt gerade auch mit den alten Schwestern. Diese Schwestern seien „ganz süß“ und würden ihnen zuhören. Das ist eine Erfahrung, die Jugendliche zu Hause oft nicht mehr machen weil der Familienverbund nicht mehr wie früher da ist. In unserem Kloster aber sitzen da – ich sage das liebevoll – lauter liebe Omas, die einfach ein Ohr haben, die da sind, die zuhören, die auch sagen: „Ich bete für dich“. Das tut den Jugendlichen gut. Man darf das nicht unterschätzen. Den Erfolgsdruck, mit Jugendarbeit Nachwuchs für unsere Gemeinschaft zu „rekrutieren“, habe ich inzwischen abgelegt. Ich befinde mich in einer Doppelfunktion: Ich mache sowohl Jugendpastoral als auch Berufungspastoral für die Gemeinschaft, aber ich trenne beide Aufgaben voneinander. Jugendpastoral ist in diesem Sinne zunächst einmal zweckfrei, bei einer Gruppe von fünfzehn Jugendlichen, die regelmäßig Kontakt zu uns haben, bin ich „nur“ Begleiterin. Wenn sich dann jemand entschließt unsere Gemeinschaft näher kennenzulernen und Lust dazu hat, dann darf das gerne sein. Aber grundsätzlich bedeutet Jugendarbeit für mich erst einmal nicht, Nachwuchs für eigene Gemeinschaft heranzuziehen. Natürlich – man kann sich nie ganz von einem Gedanken daran verabschieden. Mein

geheimer Wunsch – denn ich bin die Jüngste in unserer Gemeinschaft – ist es selbstverständlich auch, dass da noch welche nach mir kommen. Ich versuche diesen Gedanken jedoch bei den Jugendlichen abzulegen, denn sie dürfen auf keinen Fall das Gefühl haben, dass ich sie rekrutieren will. Das würde Jugendliche zur „Flucht“ veranlassen. Dennoch kommen viele von ihnen zu uns, weil sie zum Einen mit mir als Person etwas anfangen können und weil sie zum Anderen bei uns eine Statik / etwas Festes wahrnehmen, das sie anzieht. Ich denke, das ist genug. Aber wie sieht eine gelungene Jugendarbeit aus und welche Bedeutung hat sie für die Ordensgemeinschaften? Das ist nicht einfach zu beantworten. Ich glaube, gelungen ist Jugendarbeit, wenn Jugendliche gern kommen. Das ist eigentlich ein ganz einfaches Kriterium. Man sollte spüren, dass sie gerne in das Haus kommen und die Jugendlichen sollten spüren, dass sie erwünscht sind. Jugendarbeit beruht auf Gegenseitigkeit. Schwierig wird es, wenn die Jugendlichen merken, dass die Gemeinschaft sie eigentlich gar nicht so richtig da haben will, weil sie vielleicht zu laut oder zu lebendig sind. Grundsätzlich ist es sehr gut, wenn Jugendliche gerne kommen und immer wieder auftauchen, gerne anrufen oder fragen, ob sie mal wiederkommen dürfen. Das ist ein Zeichen für gelingende Jugendpastoral. Das braucht nicht jedes Mal den großen Aufwand. Man muss nicht jedes Mal ein „Event“ machen, um Jugendliche anzuziehen, sondern ich glaube, die Türen aufmachen und einfach da sein, reicht oftmals schon aus. Wir werden so ein bisschen zur Ersatzfamilie. In der Jugendarbeit in meinem

Diaspora-Bezirk erlebe ist, dass Jugendliche anrufen und sagen: „Ich brauche mal jemand zum Zuhören. Bist Du heute Nachmittag da, ich würde gerne mal vorbei kommen“. Der Familienverbund ist eben nicht mehr so existent. Früher war die Oma noch mit im Haus oder man konnte vielleicht eine Tante um Rat fragen. Das haben viele Jugendliche, die aus Patchwork-Familien kommen, nicht mehr. Gerade in der Diaspora versuchen sie einen Halt in ihrem Leben zu finden. Sie brauchen jemanden, der offensichtlich Wurzeln hat und da gehen sie gerne hin. Ich glaube, das ist auch ein Auftrag für Orden.

Entscheidend ist die Wechselseitigkeit dieser Beziehung. Natürlich müssen die Ordensgemeinschaften die Offenheit haben, zu signalisieren, dass die Jugendlichen bei ihnen willkommen sind. Das ist die eine Sache. Es braucht aber auch Einzelne, die ihrerseits selbst zu den Jugendlichen hingehen („aufsuchende Kirche“). Für Jugendliche ist es wichtig, diese Wechselseitigkeit zu erleben. Sie dürfen an meinem Leben als Ordensfrau teilnehmen und fordern auch manchmal ein, dass ich an ihrer Lebenswelt teilnehme. Das kann bedeuten, dass ich mit einigen Jugendlichen auch einmal auf Hard Rock-Konzert gehe. Da muss man dann manchmal durch! Es ist dann für die Ohren nicht so schön, aber für die Jugendlichen ist es wichtig, weil das ihre Lebenswelt ist. Das ergänzt sich gegenseitig und das funktioniert. Außerdem findet man mich natürlich bei Facebook, weil das die Kommunikationsplattform von jungen Leuten ist. Jugendliche schreiben keine E-Mails mehr, sie gehen auch selten auf Homepages. Das finden sie langweilig! Deshalb glaube ich auch,

dass man sich die Jugendlichen als Fachleute ins Boot holen muss. Wenn ich mit Facebook ein Problem habe, dann weiß ich sofort, welchen Jugendlichen ich anrufen muss, um Hilfe zu bekommen. Die Jugendlichen sind richtige Fachleute darin und haben viele gute Ideen, mit denen man wirklich etwas machen könnte.

Schwierig wird es jedoch beim Thema Bindung und Lebensplanung. Jugendlichen sehen in ihren Familien oft eine erschreckende Bindungslosigkeit. Sie erfahren nicht mehr, was es heißt sich für irgendetwas zu entscheiden oder sich an irgendetwas zu binden, und wissen gar nicht, was Bindung ist. Viele erleben bei ihren eigenen Eltern oder in ihrem näheren Umfeld, dass man sich scheidet oder sich trennt. Dann eine Lebensentscheidung selbst zu fällen, wird immer schwieriger. Viele fragen mich dann auch: „Sag mal, eigentlich bist Du doch ganz normal. Willst Du das für immer machen? Bist Du verrückt?“ Über solche Fragen kommt man dann ins Diskutieren darüber, was es heißt, sich für etwas zu entscheiden oder für jemanden da zu sein.

Was ich mir wünsche? Eine größere Vernetzung aller Ordensleute, die in der Jugendarbeit tätig sind! Bisher gibt es dort zu viele Einzelkämpfer. Wir sollten kreative Köpfe sammeln, die einfach Lust haben, etwas für Jugendliche, die nicht mehr in der Kirche sozialisiert sind und die mit Glauben nicht mehr viel zu tun haben, zu planen und zu organisieren. Dies sollte meiner Meinung auch über die Grenzen der einzelnen Ordensgemeinschaften hinaus geschehen. So könnten wir als „geballte Ladung“ auftreten und zeigen, dass es junge Ordensleute gibt, die mit Jugend-



lichen zu tun haben wollen und sich deren Fragen aussetzen. So könnte man sehr viele junge Menschen erreichen und noch einmal anders zum Nachdenken bringen.

Sr. Edith Maria Magar FBMVA (Schwerpunkt karitative Einrichtungen)

Auch wenn wir Waldbreitbacher Franziskanerinnen Ende 2011 unsere Einrichtungen in die Marienhaus Stiftung überführt haben – es wäre ganz falsch, dies als einen Rückzug aus unserer Sendung zu verstehen. Der geordnete Übergang war vielmehr eine wichtige Weichenstellung für die Zukunft der bisher ordenseigenen Marienhaus GmbH. Auch wenn die Franziskanerinnen jetzt die Letztverantwortung für die Werke abgegeben haben, sollen die Einrichtungen auch in Zukunft im Sinne des Ordens und der Gründerin, der Seligen Mutter Rosa Fleisch, weiter gestaltet und entwickelt werden.

Es werden also Erbinnen und Erben gesucht, die diese christliche Kultur, die christlichen Werte der Nächstenliebe in die Zukunft tragen. Das muss rechtzeitig vorbereitet werden und ist eine permanente Aufgabe. Die Würzburger Synode hat von der Gesamtverantwortung des ganzen Gottesvolkes für die Sendung der Kirche gesprochen. Das ist nicht nur auf wenige Ordenschristinnen oder -christen beschränkt. Jede Christin und jeder Christ ist zur Sendung berufen und das muss auch in der Kirche und ihren Institutionen und Organisationen deutlich werden. Es gibt viele *virii probati* und *mulieres probatae* – viele erprobte Frauen und Männer –, die den heutigen Herausforderungen

Sr. Edith Maria Magar ist Franziskanerin von Waldbreitbach, gelernte Krankenschwester, Lehrerin für Pflegeberufe und systemische Organisationsberaterin. Seit 1994 nimmt sie für ihren Orden Führungsaufgaben wahr. So war sie acht Jahre Aufsichtsratsvorsitzende der Marienhaus GmbH Waldbreitbach, einer der großen christlichen Trägerorganisationen. Sie ist Vizepräsidentin des Deutschen Caritasverbandes, Beraterin der Bischofskonferenz, Vorsitzende der Franziskus-Umweltstiftung Waldbreitbach und wurde am 2. Juli 2012 zur neuen Generaloberin ihrer Gemeinschaft gewählt.

der Führung großer Institutionen der Sozialwirtschaft besser gewachsen sind als manch eine Ordensfrau. Und sie sehen dabei ebenso wie wir die christliche Kultur als Kernauftrag.

Ein Beispiel dafür sind in unseren Einrichtungen die weltlichen Krankenhausoberinnen, die die Nachfolge von Mitschwestern angetreten haben, die altersmäßig an ihre Grenzen gestoßen sind. Im Moment beschäftigen wir acht engagierte Christinnen mit hoher Fach- und Sozialkompetenz, die sich sehr bewusst für diese Aufgabe entschieden haben. Eine von ihnen ist inzwischen Geschäftsführerin der Holding GmbH. Natürlich sind unsere Einrichtungen auch – mit allen daraus resultierenden Konsequenzen – in die plurale Gesellschaft eingebunden. Auch ein christliches Krankenhaus ist eben dem Wettbewerb, dem Arbeitsrecht und der Marktlogik ausgesetzt. Gerade die Problematik, dass die Einrichtungen zugleich wettbewerbsfähig sein und ihrem christ-

lichen und missionarischen Auftrag gerecht werden müssen, lässt ein schwieriges Spannungsfeld entstehen. Aber ich glaube dennoch, dass die christliche Sendung durch klare Ziele in eine Unternehmenskultur implementiert werden kann. Dabei handelt es sich übrigens um eine originäre Führungsaufgabe.

Die deutschen Bischöfe haben bereits 1993 die Kirchlichkeit einer Institution nicht mehr am einzelnen Mitarbeiter festgemacht, sondern diesbezüglich die Träger in die Pflicht gerufen. Ich glaube, das ist richtig so. Vor diesem Hintergrund ist es besonders wichtig, dass die Mitarbeiter über das Proprium eines christlichen Krankenhauses informiert sind und für das, wofür wir stehen, begeistert werden. Auch nichtchristliche Mitarbeitende bringen in dieser Hinsicht sehr viel Offenheit mit.

Aufgrund wirtschaftlicher Engpässe müssen auch wir gewisse strukturelle und personelle Weichen stellen, wobei wir auch Verbünde organisieren und Fusionen schließen. Das ist eine schwierige Aufgabe, weil hier unterschiedliche Kulturen zusammenzuführen sind. Auch unter dem Dach der Kirche sind solche Einrichtungskulturen oft sehr heterogen. Dabei sind wir natürlich an marktrechtliche Rahmenbedingungen gebunden und unterliegen den Gesetzen der Sozialwirtschaft. Gerade weil diese Rahmenbedingungen so schwierig sind, braucht es Klarheit im Auftrag und viel Kommunikationsarbeit, um bewusst zu halten, wofür wir stehen.

In der Gesellschaft erlebe ich unseren Einrichtungen gegenüber immer noch viel Wohlwollen. Viele suchen beispielsweise gezielt das von Ordensfrauen oder Ordensmännern geführte Krankenhaus auf und sagen: „Ja, da

sind Ordensleute beteiligt“ – auch wenn vielleicht schon seit Jahren keine mehr im aktiven Dienst tätig sind. Es herrscht noch lange nach dem Weggang der Schwestern eine Aura der praktizierten Nächstenliebe.

Problematisch finde ich die in den eigenen Reihen häufig zu hörende Auffassung, wir sollten uns von unseren sozial-karitativen Einrichtungen wenn eben möglich trennen. Es ist schade, dass die Kirche im gleichen Atemzug von missionarischem Auftrag und von Lernorten des Glaubens spricht. Nach meinem Eindruck ist der Gesellschaft sehr bewusst, was sie an unseren kirchlich karitativen Einrichtungen hat.

Und dennoch: Wir wissen auch, dass wir viele Einrichtungen nicht werden halten können und dass wir unsere Kräfte bündeln und zusammenarbeiten müssen. Im Saarland haben wir zum Beispiel ein Krankenhaus an einen anderen Träger übergeben, damit nicht noch eine Einrichtung dem Wettbewerb zum Opfer fällt. So etwas kann ein Zeichen für unsere christliche Haltung sein: im Interesse der Menschen und des Versorgungsauftrages auf Macht zu verzichten und auf diese Weise Weichen zu stellen. Auch bei wirtschaftlichen Schieflagen versuchen wir, verantwortlich mit unserer Trägerverantwortung umzugehen und gerechte Lösungen zu finden. In einem solchen Fall haben wir zusammen mit den Barmherzigen Brüdern gezielt einen Träger um der Menschen willen gestützt. Wir haben uns für diesen schwierigeren Weg entschieden, um Arbeitsplätze zu sichern und um die Glaubwürdigkeit kirchlicher Einrichtungen wiederherzustellen.

Ich glaube, es zahlt sich aus, dass die Mitarbeiter Vertrauen in uns haben



können und wissen, dass sie nicht über den Tisch gezogen werden. Außerdem glaube ich, dass man nicht nur in jene Bereiche investieren sollte, die viel Profit versprechen, sondern auch in Einrichtungen wie beispielsweise Hospize. Natürlich sind solche Entscheidungen heikel: Gerade die Wahlleistungsstationen generieren oft die Erlöse, die die Existenzsicherung der karitativen Einrichtung ermöglichen.

In der aktuellen politischen Debatte sollten wir uns darum bemühen, dass die stillen Reserven der gesetzlichen Krankenversicherungen – das sind derzeit etwa 20 Milliarden Euro – in das System zurückgeholt werden. Das wäre für die Institutionen eine wichtige und entlastende Möglichkeit, Einrichtungen im Sinne der Menschen zu sichern und weiterzuentwickeln.

Für Ordensgemeinschaft heißt es in Zukunft, sich zu fragen, was das Wesentliche ihres Auftrages ist. Vielleicht bedeutet dies, dass die Gemeinschaften in den neuen pastoralen Räumen einen neuen Platz einnehmen müssen und wie die christliche Urgemeinde einen Ort darstellen, wo Menschen guten Willens Heimat finden können und an dem *Communio* in verändertem Kontext gelebt wird.

Abtpräses Dr. Albert Schmidt OSB (Schwerpunkt monastische Klöster)

Haben die nichtmissionarischen Benediktiner überhaupt einen Weltauftrag? Für alle Christen und für alle Orden gilt, dass Gottesliebe und Nächstenliebe zusammen gehören. Die Welt ist der Ort, aus dem wir selber kommen. Auch ein Kloster mit Klausur ist in der Welt und

hat einen Auftrag für die Welt. Kontemplative Klöster üben ihn zum Beispiel durch ihre Gastfreundschaft aus: Die Welt kommt zu ihnen. Aber heute gehen, abgesehen von den Kartäusern und Trappisten, fast alle Ordensleute auch in unterschiedlicher Weise in die Welt hinaus.

Abtpräses Dr. Albert Schmidt OSB war von 1997 bis 2005 Rektor der Benediktiner-Hochschule St. Anselmo in Rom und ist seit 2006 Schriftleiter der benediktinischen Zeitschrift „Erbe und Auftrag“. Seit 2008 ist er Abtpräses der Beuroner Kongregation.

Wir brauchen also nur die Tür zu öffnen. Viele Menschen kommen in die Klöster, weil es dort durch die Gebetszeiten einen Rhythmus gibt und einen Wechsel von Stille und Gespräch. Aufgabe einer Kommunität ist es, Menschen einzuladen; sie sollen sich willkommen fühlen und jemanden antreffen, der gern zuhört und mit einer gewissen fachlichen, menschlichen und geistlichen Kompetenz etwas sagen kann.

Ordensgemeinschaften müssen sich aber auch mit den Strukturveränderungen in den Diözesen auseinandersetzen. Sie berühren ja auch die Tätigkeit der Orden. In unserer Diözese erlebe ich mit Freude, dass wir Ordensleute nicht als „stille Reserve“ an die Front der Pastoral geschickt werden, sondern dass unser Dienst anerkannt wird, Menschen zu uns einzuladen. Das können ausgebrannte kirchliche Mitarbeiter oder auch Menschen aus weltlichen Berufen sein. Zweimal im Jahr gebe ich zum Beispiel Besinnungstage für Bürger-

meister. Ein Teilnehmer sagte einmal, er komme gern zu diesem Kurs, denn „da erlebe ich etwas, was mir im politischen Alltag nicht erlaubt ist: Ich darf ungestraft schweigen.“ Angesichts des Geplappers und der Rechtfertigungsmechanismen der Gesellschaft ist dies ein verborgener Dienst, der auch in den Veränderungen der Pastoral aktuell bleibt. Ich erlebe staunend und dankbar, dass Menschen ein Kloster als einen „Gnadenort“ bezeichnen. Das macht mich hoffnungsvoll.

Zugleich ist die Verkündigung ein zentraler Auftrag der Kirche und eine Wesensaufgabe der Klöster. Gottesrede ist Weltauftrag der Orden. Freilich: Wer von Gott redet, muss erst einmal mit Gott reden. Wer mit Gott redet, muss erst einmal zuhören. Nur so werden Ordensleute und Gemeinschaften als ganze menschlich und geistlich fähig, Partner für andere zu sein. Der Weltauftrag der Klöster ist in diesem Sinne immer ein Hin- und Herwandern. Wer sich nur noch draußen tummelt, verliert die Wurzeln; wer sich abschottet, wird sterben.

Eine große Herausforderung ist die Verschiedenheit der Gäste in einem Kloster. Die Klöster müssen sich überlegen, für welche Angebote, Programme und Kurse sie sich entscheiden. Wie soll das Profil eines Gästehauses aussehen? Werden Gäste aufgenommen, die einfach (und manchmal preiswert) Ferien machen wollen? Wie willkommen sind solche Menschen, und was bedeutet das für jene, die als Suchende kommen? Ich kenne z.B. ein Kloster mit mobiler Trennwand im Gästespeisesaal: In der einen Hälfte sitzen jene, die sich bei Tisch unterhalten möchten; auf der anderen Seite haben die Gäste

die Möglichkeit, schweigend zu essen. Niemand wird diskriminiert – und beide Möglichkeiten sind gefragt. Eine große Bandbreite an Gästen gab es zu allen Zeiten. Heute hat die Vielfalt durch die neuen Medien und durch die veränderte Glaubenssituation sicher zugenommen. Es kommen Menschen, die irgendwo irgendetwas gehört oder gelesen haben und ein Kloster kennenlernen möchten. Daraus ergeben sich manchmal die interessantesten Gespräche.

Welche Vision ich für die Zukunft habe? Was ich tun würde, wenn ich könnte, wie ich will? Mir würde es schon genügen, wenn wir wollten, was wir können ...

Gernot Facius (journalistische Außensicht)

Als Mitarbeiter einer „heidnischen“ Redaktion eröffnet sich mir eine besondere Möglichkeit, das Phänomen der Ordensgemeinschaften aus der Sicht einer säkularen Gesellschaft zu betrachten. Ich habe einmal in meiner Berliner Redaktion nachgefragt, was meine Kollegen gesellschaftlich und gesellschaftspolitisch von Ordensgemeinschaften halten? Als Antwort bekam

Gernot Facius war seit 1976 bei der Tageszeitung „Die Welt“ als Redakteur tätig. Viele Jahre war er Ressortleiter für den Bereich „Meinung“ und unter Anderem auch stellvertretender Chefredakteur. Seit 1976 war er dort Fachmann für die Katholische und die Evangelische Kirche in Deutschland sowie für die Orthodoxie. Jetzt, im siebzigsten Lebensjahr, ist er weiterhin als Autor für „Die Welt“ tätig.

ich erst einmal ein tiefes Durchatmen und dann die Beschreibung der Orden als exotisch. Als ich genauer nachfragte, bemerkte ich, dass dieses „exotisch“ eigentlich gar nicht so negativ gemeint war. Es ist teilweise mit idealisierten Vorstellungen vom Ordens- und Klosterleben verbunden. Beispielsweise sind einige der Meinung, dass im Kloster eine Gegenmentalität zum Verfall der familiäreren Strukturen in der übrigen Gesellschaft gegeben sei und im Kloster intakte Beziehungsstrukturen existieren, was ja – bei der Verschiedenheit und Vielfältigkeit von Orden und Ordensgemeinschaften – nicht unbedingt überall so sein muss. Wenn jedoch mal wieder eine Meldung eintrifft, dass ein Politiker, sei er nun ein abgetretener Bundespräsident oder ein amtierender Ministerpräsident, zu einer Auszeit in ein Kloster gegangen sei, dann läuten bei vielen gleich die Alarmglocken, was auch ein Indiz dafür ist, dass man Klöster noch immer so ein bisschen unter der Rubrik „Exotik“ betrachtet. Die Kirche kommt – das liegt auf derselben Linie – oft nur dann in den Medien vor, wenn wieder einmal ein Skandal aufgedeckt wurde. Dies wurde besonders in den heißen Zeiten der Diskussion über Missbrauchsaffären und über die Piusbruderschaft deutlich. Meldungen, dass zum hundertsten Mal einer armen Witwe in Oberammergau von einem Stift geholfen worden ist, sind für die Medien natürlich weniger interessant. Wir leben in einer Dienstleistungsgesellschaft und in einem Wandel unserer Sozialform. Aus dem Blickwinkel dieser Dienstleistungsgesellschaft wird auch die Existenz von Orden und von Klöstern betrachtet. Es ist erstaunlich, dass trotz der Involvierung von Orden

in den grässlichen Missbrauchsskandal nach wie vor eine hohe Wertschätzung klösterlicher Bildungseinrichtungen vorhanden ist. Diesen Eindruck kann man auch im „heidnischen“ Berlin erfahren. Der Blick ist also nicht unbedingt in allem negativ. Gerade im sozial-karitativen Bereich des Krankenhaus- und Gesundheitswesens wird die kirchliche Perspektive in unserer Pluralen Gesellschaft weiterhin einen positiven Platz besetzen. Nichts desto trotz ist besonders auf diesem sozial karitativen Gebiet zu bedenken: Müssen wir manche Einrichtungen abgeben? Wann hat dies zu geschehen? Oder können wir weitermachen, auch wenn die spirituelle Kraft in den Einrichtungen nicht mehr vorhanden ist?

Aus der Diaspora-Perspektive des Beobachters ist darüber hinaus die Frage wichtig, wie sich die Orden positionieren werden, wenn von Seiten der Bischöfe vermehrt der Ruf ertönt, Ordensleute in die Pfarrseelsorge zu berufen. Ich glaube, da gibt es innerhalb vieler Orden erhebliche Diskussionen, inwieweit das mit ihrem jeweiligen Leitbild zu vereinbaren ist. Ich würde mir als Nicht-Ordensmann wünschen, dass die deutschen Ordensgemeinschaften noch intensiver darüber nachdenken, wie sie, bei aller Respektierung ihrer Eigenarten und ihrer Leitbilder, mithelfen können, den vorhandenen Seelsorgenotstand in Deutschland etwas zu lindern. In den deutschen Städten – vor allem in der Erzdiözese Köln – kann man deutlich erkennen, dass sehr viele Ordensleute aus Polen oder anderen Ländern den Seelsorgedienst verrichten. Da drängt sich doch die Frage auf, ob das Reservoir in Deutschland schon hinreichend ausgeschöpft worden ist?

Ein Weiteres: Es gibt eine große Faszination für den prophetischen Charakter des Ordensdaseins. Besonders der Versuch der Ordensleute, Antworten auf die großen Themen der Zeit zu geben wird als prophetisch wahrgenommen. Ordensleute können erhebliche Erfahrungen im Umgang mit den Problemen der Dritten Welt und innerhalb des interreligiösen Dialogs aufweisen und geben wichtige Impulse im Umgang mit der Sehnsucht nach Gerechtigkeit.

Br. Dr. Michael Hainz SJ (Schwerpunkt Bildung)

Die moderne gesellschaftliche Pluralität spielt für den Weltauftrag der Orden eine wichtige Rolle. Sie sehen sich mit einer gewissen Unübersichtlichkeit und Ratlosigkeit konfrontiert. Ich denke, dass die Orden in dieser Situation sozialwissenschaftliche Erkenntnisse rezipieren sollten. So zeigen u.a. die beiden „katholischen“ Sinus-Milieu-Studien¹ und ebenfalls die sehr brauchbare „Delta“-Milieustudie² eine fortschreitende Spreizung der Gesellschaft in sozialer und kultureller Hinsicht. Diese Spannweite erstreckt sich vom traditionellen Milieu der Menschen, die zum Beispiel der Kirche nahe stehen, bis hin zum gestaltungsfreudigen Performer- oder kreativen „expeditiven“ Milieu. Es fällt aber auch eine Entwicklung der mentalen Abschottung zwischen den verschiedenen Gesellschaftsschichten auf: Da ist eine Oberschicht, die – anders als früher – immer weniger meint, ihren Status rechtfertigen zu müssen, und sich entsprechend abkapselt, eine Mittelschicht, die sich angesichts beruflicher und familären Zerreißproblem bedroht fühlt und ebenfalls nach

Bruder Dr. Michael Hainz SJ ist Dozent für Sozialwissenschaft und Geschäftsführer des Instituts für Gesellschaftspolitik an der Hochschule für Philosophie der Jesuiten in München. Außerdem ist er Lehrbeauftragter für Soziologie an der Philosophisch-Pädagogischen Hochschule Ignatianum in Krakau.

unten hin abschottet, und schließlich eine Unterschicht, die sich gegen alle schlechten Zuschreibungen wendet und politisch-behördliche Zumutungen ablehnt. Vor dem Hintergrund dieser Abschottungen stellt sich eine wichtige Grundfrage für die Kirche: „Wie können wir Sakrament, d.h. Werkzeug und Zeichen von Einheit sein?“ (vgl. Lumen gentium 1) Das ist sehr schwierig! Aber nicht nur die Abschottung der Milieus gegeneinander ist ein wichtiger Faktor, sondern auch die Abkopplung der Milieus von der kirchlichen Wirklichkeit. Hier hängt viel davon ab, wo und wie sich die Orden positionieren. Es gibt nach wie vor viele Ordenszeitschriften, die aus der Dritten Welt berichten und wichtige Informationen verbreiten und so die „Einheit der ganzen Menschheit“ im Bewusstsein halten. Ich finde sie anschaulich und inspirierend. Andere (Selbst)Darstellungen und Auftritte von Orden sind eher bieder und milieuverengt. Im Bereich des Internets sind wir im deutschen Bereich, so weit ich das beurteilen kann, ziemlich schlecht aufgestellt. Wichtige Milieus wie die „Performer“ oder die neuen „Expeditiven“ erfassen wir damit nicht. An diese Milieus kommen die Orden oft nicht mehr heran, obwohl sie die zukünftigen Führungspersonen stellen werden.

Ich kenne ein positives Beispiel aus Polen. Dort haben die Jesuiten ein Internetportal (deon.pl) ausgebaut, an dem acht Redakteure arbeiten, die sich jeden Tag fragen: Was brauchen Katholiken an seriöser Information? Da geht es erstmal um normale Informationen vom Wetter bis hin zu politischen Nachrichten in einem politisch sehr zersplitterten Land. Auch werden existenzielle Themen behandelt, wie Gesundheits-, Ehe- und Erziehungsprobleme. Und gerade im spirituellen Bereich wird auf ganz moderne Plattformen wie YouTube gesetzt, um mehrwöchige Exerzitienimpulse für Jugendliche zu machen. Auch werden als podcast herunterladbare Gebetsangungen „pray as you go“ angeboten. Alles sehr lebendig und fruchtbar!

Im Bereich der Online- und City-Seelsorge wäre es meiner Ansicht nach die Aufgabe, fachkundige Leute in unser Tun einzubeziehen und mit deren Hilfe unsere Angebote für die entsprechenden Zielgruppen zuzuschneiden und zielgerichtet zu positionieren. Wir müssen nicht immer alles selber machen! Wir können doch gemeinsam mit jungen Leuten aus unseren Schulen und aus unserem Umkreis Inhalte in das Internet einspielen. So können neue Kontakte geknüpft und die Verantwortung für die Verkündigung geweckt und auf mehr Schultern verteilt werden.

Natürlich – Orden können nicht überall präsent sein. Wir sollten uns also fragen, wo wir präsent sein wollen. Die erste Antwort wird sein müssen, dass wir uns auf das Evangelium und seine Kriterien zurückbesinnen. Das bedeutet zum einen, sich – „ähnlich“ wie Jesus – als gotteskundige, gottgeprägte Menschen mit Charisma für die „berührbar“

machen, die „einfach zu uns kommen“. Und es bedeutet zum anderen, eine vorrangige Option für die Armen zu treffen – „um suchen und zu retten, was verloren war“ (Lk 19,10). Zweitens würde ich von der Katholischen Soziallehre her fragen, wo Zielgruppen sind, die zu erreichen für das Gemeinwohl der Gesellschaft gerade auf Zukunft hin wichtig ist: Gestalter, Multiplikatoren, Kreative... Unter diesen Vorzeichen ist es dann völlig richtig, dass die Salesianer in Berlin-Marzahn mit der Unterschicht und Aussteigern arbeiten und dass die Jesuiten eine Hochschule für Philosophie betreiben und versuchen, eine gebildete Elite vernünftig auszubilden. Stipendiensysteme an Ordensschulen und -Hochschulen sind ebenfalls ein geeignetes Mittel, begabten Ärmern Bildung zu ermöglichen. Gerade die Pluralität zwischen den Orden ist ergiebig, um die verschiedenen Milieus anzusprechen, die wir in unserer Gesellschaft vorfinden.

Abschließend möchte ich im Bezug auf die erwähnte zersplitterte Gesellschaft betonen, wie wünschenswert es ist, dass wir tatsächlich immer wieder neue Aufbrüche wagen. Wir müssen neue Pionierprojekte beginnen, auch wenn es nur im Kleinen anfängt. Wir müssen dorthin gehen, wo wir besondere Armut vorfinden und wo neue Situationen auftauchen. Wir sollten uns zum Beispiel mit den Roma beschäftigen, die jetzt vermehrt zu uns kommen, mit unbegleiteten minderjährigen Flüchtlingen oder mit Kindern und Jugendlichen aus Scheidungsfamilien. Wir müssen selbst existenzielle Erfahrungen „an den Rändern“ machen! Auf der anderen Seite sollten wir an gesellschaftlich „zentralen“ Stellen mitdiskutieren

– etwa, wenn es um den Bildungsbegriff geht. Bildung darf nicht nur mit Bezug auf Leistung und die soziale Herkunft definiert werden! Wir sollten uns für einen auf Gerechtigkeits- und Schöpfungsfragen sowie Spiritualität hin offenen, also umfassenden christlichen Bildungsbegriff einsetzen. Das verlangt von uns werbende Toleranz, Konfliktfähigkeit und Standpunktfestigkeit in der gesellschaftlichen Diskussion.

-
- 1 Medien-Dienstleistung GmbH: Milieuhandbuch "Religiöse und kirchliche Orientierungen in den Sinus-Milieus 2005". München 2005; BDKJ/Misereor (Hrsg.): Wie ticken Jugendliche? Sinus-Milieustudie U27. Düsseldorf/Aachen 2008.
 - 2 Wippermann, Carsten: Milieus in Bewegung : Werte, Sinn, Religion und Ästhetik in Deutschland. Das Gesellschaftsmodell der DELTA-Milieus als Grundlage für die soziale, politische, kirchliche und kommerzielle Arbeit. Würzburg 2011.

Dominicus M. Meier OSB / Lars Westinger

Änderung der Grundordnung des kirchlichen Dienstes durch die Bischöfe

Herausforderung für Ordensgemeinschaften päpstlichen Rechts¹

Statement (Abt Dominicus)

In den letzten Jahren haben die Oberen der Institute des geweihten Lebens mit den Bischöfen darüber gesprochen, wie wir „Gemeinsam dem Evangelium dienen“ können. Angesichts der bischöflich beschlossenen Veränderungen im kirchlichen Arbeitsrecht müssen wir uns nun fragen: Gemeinsam – oder doch lieber getrennt? Denn mit dem am 20. Juni 2011 von den Bischöfen beschlossenen Arbeitsrecht sind einige Herausforderungen für die Ordensgemeinschaften verbunden, die von einigen kaum gelöst werden können. Die Änderung von

Art. 2 Abs. 2 der „Grundordnung des kirchlichen Dienstes im Rahmen kirchlicher Arbeitsverhältnisse“ (Grundordnung) hat viele wirtschaftliche und rechtliche Fragen und Probleme aufgeworfen. Die vielfältigen Strukturen und Tätigkeitsfelder im Ordensbereich waren den diözesan Verantwortlichen scheinbar nicht bewusst.

Zum anderen stellen sich kirchen- und staatskirchenrechtliche Fragen. Wo überhaupt hat die Kirche das Recht, eigenes Arbeitsrecht aufzustellen? Wer vertritt die Kirche gegenüber dem Staat und braucht die Kirche überhaupt ein Sonderrecht oder Sonderweg an

